

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63419-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Sollen wir die Polizei rufen?», entgegnet meine Mutter. «Oder Papas und Lisbets Nachbarn! Die müssen, wenn keiner aufmacht, die Tür eintreten. Was, wenn sie entführt worden sind? Was weiß ich, welchem <Fahrer> sie sich anvertraut und ... DA SIND SIE!» Wie der Roadrunner zischt die kleine Frau in den Hof. Der alte Mercedes meines Großvaters kommt, träge und wuchtig wie ein Schiff, um die Ecke gebogen. Die Scheiben des Benz spiegeln. Auf der Rückbank erkenne ich meinen 91-jährigen Opa und seine Partnerin Lisbet. Wer das Fahrzeug lenkt, sehe ich nicht. Meine Mutter wirft einen Blick in das Wageninnere, glotzt verblüfft und dirigiert das Auto dann in unsere Einfahrt. «Jetzt einschlagen. Sie müssen einschlagen. Kurbeln! Kurbeln! You must kurbel. Sehr gut.»

«Ich wünsche Christian Huber ein langweiliges Leben – er macht so viel Komisches draus.»

Micky Beisenherz

Christian Huber, geboren in Regensburg, ist Autor für TV, Online, Print und Bühne. Seine Kolumnen wurden u. a. von VICE und ICON/DIE WELT publiziert. Sein Buch «7 Kilo in 3 Tagen» war wochenlang in der Spiegel-Bestsellerliste. Mit dem Team von Jan Böhmermanns «Neo Magazin Royale» wurde er u. a. für die Goldene Kamera und den Deutschen Comedypreis nominiert und mit dem Webvideopreis und dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet. Unter dem Pseudonym «Pokerbeats» führt Huber einen der beliebtesten Twitter-Accounts Deutschlands.

Christian Huber

Alle anderen können einpacken

Über Weihnachten nach Hause

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung zero-media.net, München
Umschlagabbildung FinePic®, München
Satz aus der Dolly
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63419 2

Inhalt

1. Kapitel Das könnte eng werden
2. Kapitel Erwartungshaltungen
3. Kapitel Einfach nur unangenehm
4. Kapitel Erst mal ankommen
5. Kapitel Silv-äääh-sterparty
6. Kapitel Einfach spazieren
7. Kapitel Das sieht gar nicht gut aus
8. Kapitel Gut in den Tag kommen
9. Kapitel Highway to the Danger Zone
10. Kapitel Alle anderen können einpacken
11. Kapitel Glänzende Unterhaltung
12. Kapitel Das beste Weihnachten des Jahres
13. Kapitel Alles auf null
14. Kapitel Nicht unbedingt die weihnachtlichste Anekdoten
15. Kapitel Wie geht es denn jetzt eigentlich weiter?

1. Kapitel

Das könnte eng werden

Zwei Tage bis Heiligabend

Offenbar ist für die nächsten Tage ein Atomkrieg angekündigt. Hunderte Menschen drücken sich, eine Mischung aus Panik und Überlebenstrieb in den Augen, durch die ohnehin schon zu schmalen Gänge des Kleinstadtsupermarktes. Jeder ist sich selbst der Nächste. Denn Vorräte müssen angelegt werden. Wasser, Konserven, Back-, Fleisch- und Wurstwaren, um die kommenden Wochen autark überleben zu können. Und Süßigkeiten dürfen natürlich nicht fehlen. Auch im Atomkrieg will schließlich niemand auf Elisenlebkuchen, Schokolade mit mindestens 70 Prozent Kakaoanteil und Mandelsplitter verzichten. Zumal der nukleare Super-GAU ausgerechnet für Heiligabend und die Weihnachtsfeiertage ausgerufen zu sein scheint.

Es ist Samstag, der 22. Dezember, der letzte volle verkaufsoffene Tag vor Weihnachten, was offenbar für alle Einwohner meines alten Heimatstädtchens Schwarzendorf wahnsinnig überraschend gekommen ist und jetzt den gesamten Ort zu einer Art Einkaufsflashmob bei Aldi-Süd versammelt.

Wer keinen Einkaufswagen ergattern konnte, stemmt mit Lebensmitteln vollgepackte Milchkartons, schleppt zum Zerreißen gespannte Plastiktüten oder lässt die Konsumgüter direkt in die nach vorne gespannte Jacke fallen wie im Sterntalermärchen.

Wir haben einen Einkaufswagen. Brigitte Kollinger – meine Mutter – manövriert in einer eleganten Kombination aus Slalom, Autoscooter und *The Fast and the Furious* durch die Regalreihen. Dabei missachtet die kleine Frau be-

wusst jedes Reißverschlussverfahren, jedes Vorfahrtsgebot und jede weitere Supermarkt-Verkehrsregel. Sie bremst ein junges Pärchen aus, driftet um die Gemüseauslage, lässt den Wagen einen Augenblick frei rollen und wirft, über einen Block aus zwei zeternden Seniorinnen hinweg, zwei Salatköpfe in den übervollen Drahtkorb wie Michael Jordan zu seinen besten Zeiten. Fadeaway Jumpshot mit elegant nachklappendem Handgelenk. Fehlt nur noch, dass sie dabt. Ich bin kurz davor, mit ihr abzuklatschen.

«Basti, wir brauchen Eier. Holst du die eben?», ruft sie mir zu, saust um die nächste Ecke zur Getränkeabteilung und lässt mich in dem chaotischen Gewusel zurück. Eier. Wo werden die wohl sein? Fremde Supermärkte sind mit Neuronenüberlastung ballernde Labyrinth. Bis ich mich in dem Lidl an der Kreuzung zu meiner Wohnung in Köln nicht mehr hoffnungslos verlaufen habe, hat es über ein Jahr gedauert. Und ich weiß gar nicht mehr, wann ich das letzte Mal mit meiner Mutter in ihrem Stammdiscounter war. Seitdem wurde hier auf jeden Fall alles umgebaut. Ich bin einigermassen überfordert. Wie ein Wellenbrecher stehe ich in dem Korridor zwischen den Obst- und Gemüsefächern und stemme mich gegen den Strom aus Nahrungsmittel hortenden Kunden, der unablässig wie durch eine geöffnete Schleuse durch die gläserne Eingangstür quillt. Ich bin unschlüssig, welche Abzweigung ich nehmen soll. Statistisch gesehen soll man sich in Irrgärten immer links halten, um mit doppelter Wahrscheinlichkeit zum Ziel zu kommen. Das ist selbstverständlich absoluter Quatsch. Aber mein Hirn hat es sich angewöhnt, sich in Stresssituationen mit erfundenen Statistiken zu beruhigen. Fiktive Fakten geben mir in Drucksituationen ein Gefühl von Sicherheit. Also nach links. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich meine Mutter zwischen dem Weinsortiment und Wänden aus Bier-, Wasser- und Saftkästen für eine – offensichtlich von ihr heimlich geplante – Bareröffnung eindeckt.

Eigentlich hatten meine Eltern das Menü für die Festtage schon vor Wochen festgelegt und alle Einkäufe längst erledigt. Was heißt hier vor Wochen? Seit ich denken kann, läuft Weihnachten bei uns Kollingers gleich ab. Eine herrliche, kulinarische Routine. Ein durchgehender Festschmaus, auf den ich mich das ganze Jahr freue. Wie auch auf die Zeit mit meiner Familie, die ich schon seit Monaten nicht mehr gesehen habe.

Diese Vorfreude alleine ist allerdings nicht ausschlaggebend dafür gewesen, diesmal einen Tag früher als sonst in die bayerische Heimat zu kommen. Vielmehr hoffe ich, dass mir ein Tag mehr bei meiner Mutter und meinem Vater die Gelegenheit gibt, endlich den richtigen Moment abzugreifen, um mit ihnen über eine entscheidende Veränderung in meinem Leben zu sprechen: Ich habe eine neue Freundin. Und ich muss meinen Eltern noch etwas sagen, das untrennbar mit dieser Neuigkeit verknüpft ist: Ich werde Heiligabend dieses Jahr das erste Mal nicht mit ihnen zusammen verbringen.

Irgendwie muss ich meiner Mutter und meinem Vater beichten, dass die Eltern meiner neuen Freundin, die auch erst von meiner Existenz erfahren haben, darauf bestehen, mich zur Bescherung zu sich nach Hause einzuladen, um den neuen Mann an der Seite ihrer Tochter kennenzulernen.

Doch im Moment ist weder die Zeit noch der Ort, diese Themen anzusprechen. Denn nicht zu wenige Gäste sind gerade das Problem der Familie Kollinger, sondern zu viele. Fest geplant hatten meine Eltern über Heiligabend hinaus nämlich lediglich mit mir. Sie hatten für mich, wie jedes Jahr, eine Matratze in meinem alten Zimmer überzogen, die Speisekammer mit meinem Lieblingsessen gefüllt und den knisternden Kachelofen vorgeheizt. Mein Bruder Niklas und seine Frau Fine wollten mit ihrem kleinen Sohn

Lenni ebenfalls am Vierundzwanzigsten für den Abend aus München vorbeikommen, was meinen Eltern beim bloßen Gedanken an den kleinen Wonneproppen das pure Entzücken um die Mundwinkel malte. Lenni ist jetzt knapp fünf Monate alt. Ein Kind so süß wie in Zuckerwatte gepackter Sonnenschein. Kennengelernt habe ich Baby-Lenni noch nicht. Dafür ist seine Entwicklung in der Kollinger-Familien-WhatsApp-Gruppe mit so vielen Fotos dokumentiert worden, dass diese zettabytegroße Bilderflut mutmaßlich der Auslöser für die sich in letzter Zeit häufenden Serverprobleme der App-Betreiber war. Wenn WhatsApp down ist, hat Lenni vermutlich gerade unfreiwillig eine lustige Grimasse geschnitten.

Gestern hat mein Bruder dann angerufen und gefragt, ob es möglich wäre, dass Fine, Lenni und er vielleicht doch für eine oder zwei Nächte bleiben könnten, da sie Freunde von früher in der Nähe besuchen wollten und dann nicht mehr extra zurück nach München fahren müssten. Die frischgebackenen Großeltern waren natürlich einverstanden. Mehr Lenni-Time!

Jetzt sind drei zusätzliche Erwachsene und ein Baby-Lenni logistisch schon eine Herausforderung für ein kleines Einfamilienhaus mit nur einem Badezimmer, aber nichts, was mein Vater nicht mit einem mit dem Schichteinteilungsprogramm seiner Apotheke erstellten Excel-Zeitplan in den Griff bekommen würde. Jedem von uns ist ein Ausdruck des von ihm ausgeklügelten Badplans auf das Kopfkissen gelegt worden – auch Lenni –, mit dem Hinweis, dass sich alle Bewohner möglichst an die vorgeschriebene Zeit zu halten hätten. Meine Mutter war ihre Menüs und das Plätzchenlager im Keller noch mal durchgegangen und zu dem Schluss gekommen, dass niemand verhungern würde. So weit, so gut.

Der Grund, warum mein Vater in dieser Sekunde über einem neuen Einteilungsplan für die Badzeiten brütet, meine

Mutter bereits den zweiten Einkaufswagen heranzieht und ich immer noch auf der Suche nach Eiern durch die Supermarktgänge stolpere wie ein Kleinkind an Ostern, dessen Eltern beim Verstecken des Nestchens übermotiviert gewesen waren, ist eine Sprachnachricht meines inzwischen 91-jährigen, fast tauben, so gut wie erblindeten Großvaters Georg und seiner Lebensgefährtin Lisbet von heute Morgen auf der Mailbox meiner Mutter:

«Brigitte, Schatz, hier ist Lisbet ...», hatte Lisbet in ihr altes Tastentelefon geblödet.

«Wo ist die Brigitte?», hatte mein Opa sie, neben ihr sitzend, verwirrt unterbrochen.

«Bei sich zu Hause, Georg. Wir rufen sie gerade an.» Kurzes, ungläubiges Schweigen.

Dann Opa Georg: «Gib mir mal das Telefon!»

«Wir sind auf Lautsprecher, Georg», hatte Lisbet geantwortet.

Was ein Telefonlautsprecher ist, weiß mein Großvater. Doch diese Information schien ihn nur noch mehr verwirrt zu haben: «Auf Lautsprecher? Warum höre ich Brigitte dann nicht, hm? Bestimmt sind die blöden Hörgerätbatterien schon wieder leer. Kannst du mal gucken, Lisbet? BRIGITTE, HALLO?»

«Das Hörgerät funktioniert einwandfrei, Georg. Mich hörst du doch auch», hatte Lisbet Opa Georg die Situation in sanftem Ton weiter zu erklären versucht. Erneut ungläubiges Schweigen.

Dann wieder mein Opa: «Na, wenn alles funktioniert, warum antwortet meine Tochter dann nicht, hm? Ist sie wieder eingeschnappt? BRIGITTE, BIST DU WIEDER EINGESCHNAPPT?»

«Niemand ist eingeschnappt, Georg. Brigitte ist gar nicht am Telefon.»

«Aber eben hast du doch noch ...? Hast du heimlich einen Kräuter getrunken, Lisbet?»

«Nein.»

«Wollen wir gleich zusammen einen Kleinen?»

«Es ist 9 Uhr morgens, Georg.»

«Vielleicht ein Schüsschen in den Kaffee?»

«Schauen wir gleich. Brigitte, also ...»

«Ist sie jetzt doch dran? Schätzchen, grüß dich, freust du dich schon?»

«Wir telefonieren mit dem Anrufbeantworter, Georg. Und Brigitte weiß doch noch gar nichts.»

«Was weiß sie noch nicht?»

Es war förmlich zu hören gewesen, wie Lisbet ihrem Lebensgefährten liebevoll die Hand auf den Oberschenkel legte, während sie weitersprach: «Na, Georg, dass wir sie morgen für die Weihnachtstage besuchen kommen. Deswegen rufen wir doch an. Brigitte, hörst du? Dein Vater und ich kommen zu euch. Morgen. Zum Mittagessen. So wie früher. Mit dem Mercedes. Wir werden gebracht. Ihr müsst euch also keine Sorgen machen und braucht uns auch nicht abzuholen. Das wird ganz wunderbar.» Stille.

Schließlich wieder mein Opa: «Warum sagt sie denn nichts?»

«Ach, Georg ... Komm, ich mach uns Frühstück. Bis morgen, Brigitte. Wenn noch was ist, kannst du mich entweder hier oder auf meinem Mobilfunkgerät erreichen. Tschüüüühüüüs.»

Lisbet hatte aufgelegt und meine Mutter noch mit dem Knacken in der Leitung versucht, sie zurückzurufen. Vergeblich. Bei meinem Großvater zu Hause ertönte kein Freizeichen, und Lisbets «Mobilfunkgerät» war ausgeschaltet. Aber wie wir alle meinen mittlerweile immer wunderlicher werdenden Opa und seine Partnerin kannten, würden die beiden sich ohnehin nicht von ihrem Vorhaben abbringen lassen, die knapp 210 Kilometer von ihrem Wohnort Gmund am Tegernsee zu uns nach Schwarzenndorf zu fahren. Mit dem Mercedes. So wie früher. Einziges Problem an der Sa-

che ist, dass Georg vor Jahren die Fahrerlaubnis – wegen eines kleinen Vorfalls mit einer Politesse und einem nicht ausgewiesenen Parkplatz in einem Springbrunnen – entzogen worden war und Lisbet den Führerschein nie gemacht hatte. Deswegen wäre es für meine Eltern durchaus interessant gewesen zu erfahren, wer das greise Paar denn nun über Landstraßen und Autobahnen zu uns nach Hause kutschieren würde. Auch ob der Fahrer oder die Fahrerin gepflegt werden muss und wo er oder sie schlafen soll, hätten sie gerne geklärt. War bis zum jetzigen Zeitpunkt aber nicht möglich. Deshalb wollten meine Eltern auf alles vorbereitet sein.

Und deshalb muss ich jetzt Eier suchen.

Zwei Gänge weiter werde ich fündig. Ich greife mir die letzten beiden Pappschalen. Im Aldi stehen wir stimmungsmäßig inzwischen kurz vor Plünderung. Wenn es noch etwas zu plündern gäbe. Die ausgeräumten Regale könnten mittlerweile auch hervorragend als Kulisse bei *The Walking Dead* genutzt werden. Nur noch einzelne Alu-Dosen mit abgerissenen Etiketten liegen dort. Die Kühltruhen stehen offen. Die Lager des Discounters sind leer. So wie die Augen und Antworten der kurz vor dem Burnout stehenden, von Kunden bedrängten Verkäufer und Verkäuferinnen. Aufgerissene Mehlpackungen liegen überall verstreut, und der Boden sieht aus, als wäre Pablo Escobars Geburtstagsparty etwas aus dem Ruder gelaufen. Die Obst- und Gemüsefächer wirken, als hätte ein Heuschreckenschwarm alles bis auf die Stiele kahlgefressen. So hatte mein früherer Geschichtslehrer immer Kaufhallen in der ehemaligen DDR beschrieben, wenn eine Bananenlieferung eingetroffen war.

Jetzt wollen die Leute raus aus dem Markt und die Beute in die eigenen vier Wände schaffen. In den beiden fast bis zum Eingang reichenden Einkaufswagenschlangen zur Kasse wird längst mit den Füßen gescharrt. Die Rufe, den

dritten Verkaufsschalter zu eröffnen, nehmen parolenartige Züge an. Ich rechne jede Sekunde damit, dass jemand ein Megaphon zückt, Bengalos zündet und Spruchbanner hisst. Plötzlich leuchtet die 3 über dem verbleibenden Kas senband grün. Einen Atemzug hält die Menschenmasse inne. Dann herrschen Zustände wie bei einer in Panik geratenen Gnu-Herde. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass es zu 57 Prozent schneller geht, an der Kasse, an der man ohnehin ansteht, zu bleiben, als im Herdentrieb mit allen anderen kopflos zur neuen Kasse zu wechseln. Leider scheine nur ich diese Statistik zu kennen. Es wird getrampelt, gedrückt und geschubst. Ein rüstiger Frührentner hat in dem engen Durcheinander eine Lücke entdeckt. Er deutet seiner Frau mit einem Fingerzeig den geplanten Spielzug an, schnappt sich einen Kürbis aus dem Wagen wie einen Football, tänzelt geschickt durch die Reihen und bricht schließlich bis zur Schlangenspitze durch. Triumphierend vollführt er einen ekstatischen Siegestanz und knallt die orange Frucht auf das Warenband, als hätte er den entscheidenden Touchdown beim Super Bowl gemacht. Seelenruhig schiebt seine Frau nun die restlichen Einkäufe an allen Wartenden vorbei, als würde sie auf der Gästeliste stehen, und stellt ihre Artikel zu dem leicht lädierten Kürbis und sich selbst zu ihrem Ehemann.

«Bastian!» Meine Mutter winkt mir von Kasse 1.

Nach einem guten Dutzend «Entschuldigung ...», «Dürfte ich mal kurz ...» und «Ich müsste nur mal eben ...» stehe ich neben ihr, und die Kassiererin zieht meine Eierpackungen als letzte Stücke unserer Errungenschaften über den Scanner. Meine Mutter bezahlt, wir schichten alles in mitgebrachte Stofftaschen und Klappkörbe und schieben unsere Wagen ins Freie.

Das Wetter ist trist, und es ist düster, trotz der frühen Uhrzeit. Die Parkplatzbeleuchtung funzelt, Scheinwerfer der

anfahrenden und abbremsenden Autos leuchten auf und blenden ab. Langsam rollende Reifen, stampfende Schritte auf 100 mal 100 Metern rissigem Teer.

In einer Ecke des Parkplatzes hat ein Weihnachtsbaumhändler, ein verschroben aussehendes Hutzelmännchen mit Spitzhut und langstieliger Pfeife, ein paar Quadratmeter mit grünem, engmaschigem Netz abgesteckt. Viel Ware hat der Herr, der aussieht, als wäre er aus einem seiner Baumstümpfe geschnitzt worden, nicht mehr feilzubieten. Doch für diejenigen, die den Tannenkauf wieder bis zur letzten Sekunde rausgezögert haben, ist er heute die letzte Chance. Den mickrigen Rest seiner letzten Stauden, die eher an Waldsterben als an festliche Christbäume erinnern, verkauft der runzelige Schrat, dessen struppige Gesichtsbhaarung man direkt selbst mit Lametta und Lichterketten schmücken könnte, den Höchstbietenden zum Fest der Liebe für mehrere Jahresgehälter.

Generell geht es hier draußen noch chaotischer zu als drinnen. Männer, Frauen und Kinder drücken sich entlang an verkeilten Kleinwagen, sich gegenseitig blockierenden Familienkutschen und an in dritter und vierter Reihe einfach stehengelassenen Kombis und Kleintransportern. Wie zur Rushhour in Bangkok kommt die Blechlawine kaum noch vor und zurück. Das aggressive Schnauben im Leerlauf durchgedrückter Gaspedale und wütendes Hupen befeuern die drohenden Gesten der sich um die verbliebenen freien Parklücken reißen Fahrerinnen und Fahrer, die in ihren Cockpits auf und ab hüpfen wie in Gummizellen.

Unsicher, wie wir unsere Einkäufe unversehrt bis zu unserem Auto bringen sollen, schauen wir uns um. Der kleine Opel Corsa meiner Mutter steht in Abschnitt B, ganz außen links hinter den Fahrradständern, nicht einmal 30 Meter Luftlinie vom Ausgang und unserem Standort entfernt. Ein paar Schritte. Ein Katzensprung. Eine viel zu kurze Strecke, um Zeit zu verschwenden und den Fußgängerweg um

die sich eng an eng im Schneckentempo bewegendenden Fahrzeuge herum zu nehmen. Schon entdecke ich eine Lücke zwischen den Pkw. Elegant drehe ich einen der Einkaufswagen vor mich und ziehe den zweiten schwungvoll hinter mir her, um mich geschickt zwischen einem schwarzen Audi A4 und einem alten, jägergrünen Jaguar XJ6 durchzuschlängeln. Klasse, Bastian! Hat fast etwas Choreographisches. Anmutig. Eine einzige, fließende Bewegung. Volle Punktzahl in der B-Note. Das «Basti, pass auf!» meiner Mutter übertönt das kreischende Geräusch, das ein schwungvoll an einer Autotür entlangschrammender Einkaufswagen macht und in etwa wie Fingernägel auf Schiefertafel klingt, nur um ein paar Dezibel lauter.

«Shit!» Was passiert ist, weiß ich noch, bevor ich mich umdrehe. Wie Bärenkrallen hat sich das Gitter meines hinteren Einkaufswagens gut 30 Zentimeter lang tief in die Lackierung der Fahrerseite des Jaguar gekratzt. Drei scharfkantige Rillen durchziehen das Grün des liebevoll gepflegten Sammlerstücks. Das sieht nicht gut aus. Wäre das Fahrzeug ein Mensch, hätten wir es mit einer klaffenden Fleischwunde zu tun. Druckverband und 55 Stiche Minimum. Erschrocken glotze ich durch die Glasscheibe des Autofensters in das Wageninnere, direkt in das mich anstarrende Gesicht des Jaguar-Fahrers, eines breitschultrigen Herrn Ende 50 in klassisch-elegantem Wintermantel, der außer weit aufgerissenen Augen keinerlei Regung zeigt. Sofort keimt Hoffnung in mir: Vielleicht war ich das mit dem Kratzer ja gar nicht. Vielleicht ist meine Panik völlig unbegründet. Vielleicht war der Schaden schon vorher am Fahrzeug und dem Fahrer längst bekannt. Oder vielleicht ist das, was er mir nach seiner kurzen Schockstarre mit wutverzerrten Zügen durch die seine Worte abdämpfende Scheibe entgegenbrüllt, nur die Beschwichtigung, dass ich mir keine Sorgen wegen des Kratzerchens zu machen brauche und dass ja

alles noch mal gutgegangen sei. Vielleicht. Hoffentlich. Allerdings leider ziemlich unwahrscheinlich.

Ohne geübter Lippenleser zu sein, kann ich seinen Mundbewegungen recht zweifelsfrei die Worte «Volltrottel», «Schadensersatz» und «Haschischverkicherung» entnehmen – wobei das Letzte vielleicht auch «Haftplichtversicherung» geheißen haben könnte.

Viel erschrockener als über die Folgen meiner Ungeschicktheit und die Reaktion des Fahrers bin ich allerdings, als ich erkenne, wer da neben dem tobenden Mantelträger auf dem Beifahrersitz des Oldtimers sitzt und die Kapuze der Winterjacke bis über die schlanke Hornbrille gezogen hat.

Auf dem Beifahrersitz sitzt: Karina, meine Freundin.

[...]